

über die Beilegung des Streites so entzückt, daß sie das Ereigniß durch großartige Feste zu feiern wünschten. Der Graf von Flandern, welcher durch seinen Schwiegervater zum festen Besitz von Flandern gekommen war, ging gerne auf die Wünsche seiner Unterthanen ein und ordnete Volksfeste und Ritterspiele an, deren Beginn von allen Seiten herbeigesehnt wurde.

IV.

Der Ruhkrieg.

Da dem ganzen Lande Gelegenheit gegeben werden sollte, an diesen Festlichkeiten theilzunehmen, so schien ihm die Stadt Andennes die beste Lage zu haben. Dorthin schrieb er ein Turnier aus und ließ sofort eine Rennbahn zum Lanzenbrechen auf einem weiten Plane außerhalb der Stadt einrichten. Um dieselbe herum baute man auf seinen Befehl Tribünen und Balkone, die mit aller erdenklichen Pracht ausgestattet wurden. Bald erhoben sich dort die herrlichsten Gezelte, unter welchen sich die Sitze für die Fürsten, die hohe Ritterschaft und die edeln Damen befanden. Auch für den übrigen Adel und die vornehmen Bürger errichtete man bequemere Sitze, sowie Estraden für die aufspielenden Musikanten. Die Balkone waren mit kriegerischen Insignien und prachtvollen gräflichen und herzoglichen Wappenschildern verziert. Oben darauf flatterten Banner und Fähnlein im buntesten Farbenschmucke, und alles war mit einer solchen Schönheit und Kostbarkeit eingerichtet, wie es nur immer der Luxus jener ritterlichen Zeit möglich machte. Die Rennbahn war zwar ringsum eingeschlossen, jedoch die Zugänge so weit freigelassen, daß die Kämpfer bei der Eröffnung des Festes in allen Bewegungen ungehindert in die Schranken einreiten konnten, das zuschauende Volk aber dennoch das Ganze bequem zu überschauen vermochte.

Dem ausgeschriebenen Programme gemäß begannen die Ritterspiele am Morgen des Pfingstfestes nach beendigtem Gottesdienste. Das Turnier wurde zu der bezeichneten Stunde durch vier hohe

Fürsten eröffnet. Diese waren: Der Graf Guy von Flandern, Graf Heinrich II. von Luxemburg, der Graf von Bar und Johann I., Brabants mächtiger Herzog. Im Gefolge dieser Fürsten befanden sich die auserlesensten und berühmtesten Ritter ihrer Lande, nebst den an ihren Abzeichen und Devisen kennbaren Würdenträgern mit ihren Pagen und zahlreichem Gefolge.

Die Namen der hier anwesenden Herren können an dieser Stelle wegbleiben, denn wir werden in der Geschichte des Einburger Erbfolgestreites noch von ihnen hören. Das Nachfolgende aber soll erzählt werden, weil Herzog Johann von Brabant als eine der Hauptpersonen in dieser Vorgeschichte auftritt.

Ritter, Freiherren und Grafen waren im reichsten Schmucke auf ihren stattlichen Rossen von Nah und Fern herbeigekommen, um aus schöner Damenhänden einen Preis für ritterliche Tapferkeit entgegenzunehmen. Der Eine suchte den Andern durch Prunk und Pracht zu überbieten; überall strahlte es vom Glanze der Rüstungen, der Helmszier und der Wappen. Der Zuzug von Fürsten, Edelleuten, Bürgern, Krämern und Landvolf war so groß, daß die Stadt die Volksmassen bei weitem nicht alle in ihren Mauern beherbergen konnte.

Für die leiblichen Bedürfnisse war jedoch hinreichend gesorgt. Unweit der Ebene, auf welcher sich die geschlossene Rennbahn befand, wurde ein großer Markt abgehalten. Hier boten die Krämer in ihren Buden die ausgestellten Waaren zum Verkaufe aus; dort wurden die verschiedensten Eswaaren und Getränke, an einern andern Stelle fettes Vieh zum Schlachten feilgeboten. Es war ein Durcheinander von Menschen und Vieh, wie es sonst nur auf den Jahrmärkten und Messen zu sehen ist. Ueberall wurde gefeilscht, gekauft und verkauft. Der Lärm des Volkes stieg mit jeder Minute.

In all diesem Getöse ging Rigobert von Corbion, ein Bürger von Ciney, aufmerksam spähend auf dem Markte umher und drängte sich allenthalben durch das dichteste Gewühl. Plötzlich stand er stille; er hatte den Gegenstand seines Suchens gefunden. Mitten zwischen einem Haufen von Menschen und Thieren bot ein Bauersmann von Jallain eine Kuh zum Verkaufe an. Es war

dieselbe, welche ihm in der vorigen Nacht aus dem Stalle gestohlen worden war. In der Hoffnung, sie in der Stadt Ardennes zu finden, hatte er sich früh am Morgen auf den Weg gemacht und fand nun zu seiner Freude, daß er sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt hatte. Der Bauer hielt seine Kuh wirklich am Stricke. Corbion verhielt sich ruhig, merkte sich aber den Platz, wo der Bauer mit seiner Kuh stand, und begab sich zum Turnierplatze, wo er nach Johann von Gonnen, dem Herrn von Jallain fragte. Als er desselben ansichtig wurde, ließ er ihn um eine geheime Unterredung bitten. Der Ritter ließ sich leutselig herab, ihn zu empfangen, und Rigobert zeigte ihm an, daß ein Höriger der Herrschaft Jallain sich an seinem Eigenthume vergriffen habe, die Bitte hinzufügend, Gerechtigkeit zu üben und ihm wieder zu seinem Eigenthume zu verhelfen.

Entrüstet über den frechen Diebstahl, sandte der Herr von Jallain seine Gerichtsdienere auf den Markt, um den Dieb aufzusuchen und ihm denselben zur Bestrafung zu überliefern. Die Gerichtsdienere begaben sich mit dem Bestohlenen an Ort und Stelle, ließen den Bauer von den Häschern ergreifen und sammt der Kuh vor den Ritter von Gonnen führen.

Dieser nahm den Dieb sogleich ins Verhör und beschloß, Anderen zum abschreckenden Beispiel, ein strenges Gericht über denselben zu halten.

Der Schuldige, von seinen Anklägern und mehreren Rittern umringt, legte seinem Herrn und dem Amtmann von Condroz, welcher letzterer ebenfalls im Gebiet von Jallain wohnte, ein reumüthiges Geständniß ab und zeigte eine so aufrichtige Reue, daß sein Ankläger gerührt wurde und um seine Begnadigung bat. Mehrere der Umstehenden schlossen sich dieser Bitte an und meinten, eine strenge Rüge werde hinreichen, ihn von ferneren Diebstählen abzuhalten. Die strengen Gesichtszüge des Ritters von Gonnen milderten sich. Wie sehr er auch die Gerechtigkeit liebte, so war es ihm doch angenehm, daß er das schöne Fest nicht durch ein Bluturtheil zu stören brauchte. Eben war er im Begriffe, die Begnadigung auszusprechen, als Johann von Hallo, der Landrichter von Condroz, vor den Herrn von Jallain trat und darauf

antrag, daß der junge Bauer, wenn er so ganz ohne Strafe ausgehen solle, wenigstens zu seiner Beschämung gezwungen werde, die Kuh sogleich an den Ort zurückzuführen, wo er dieselbe gestohlen habe.

Johann von Gonnen mochte dem Condrozer Landrichter nicht die besten Absichten zutrauen, denn nachdem das Gericht mit dieser Begnadigung aufgehoben wurde, mußte der Untervogt von Condroz geloben, Sorge zu tragen, daß das Leben des Begnadigten nicht angetastet werde. Aber der Landrichter war ein boshafter und heimtückischer Mensch, welcher sein gegebenes Wort schändlich brach.

Heimlich schlich er sich von Andennes weg und begab sich nach Condroz, wo er dem Begnadigten auflauerte. Als nun der arglos heimkehrende Bauer mit der Kuh auf Condrozischem Gebiete anlangte, ließ ihn der Landrichter durch seine Häscher ergreifen und nach kurzem Prozeß an den Galgen hängen.

Ein Schrei der Entrüstung durchlief die ganze Gegend, und mancher Fluch wurde gegen den ungerechten Richter ausgestoßen, der, wie Jedermann wußte, nach Gott und der Welt nichts fragte.

Während dieser hinterlistige Mord an dem Bauern verübt wurde, verkündigten zu Andennes die Herolde den Beginn des Turniers, und die Kampfrichter riefen die Preise aus, welche den Siegern von den Edeldamen überreicht werden sollten.

Das Lanzenbrechen zwischen der flandrischen, brabantischen und luxemburgischen Ritterschaft war aber kaum beendigt, als die Kunde von der Treulosigkeit und Hinterlist des Condrozer Amtmannes nach Andennes gelangte. Viele von den edeln Rittern schüttelten mißbilligend ihr Haupt und ergriminten über den schändlichen Wortbruch des Johann von Halloi.

Am tiefsten fühlte sich durch diesen Act hinterlistiger Bosheit der Ritter von Gonnen gekränkt. Er fand in der Handlungsweise eine Verletzung seines unabhängigen Richterspruches, eine persönliche Beleidigung, und beschloß, es dem fecken Verächter seiner Würde heimzuzahlen. Seine Freunde spornten ihn noch mehr an, so daß sein Mißmuth zu einem Gefühle der Rache anschwoll. Rasch rief er seine Mannen zusammen, stellte sich an ihre Spitze und verheerte mit Feuer und Schwert einige Dörfer von Condroz.

Die geschädigten Einwohner aber kamen flüchtig und klagend zu ihrem Amtmann und beschwerten sich über den feindlichen Einfall des Ritters von Gonnen.

Der Amtmann, welcher glaubte seine Würde aufrecht erhalten zu müssen, beschloß, seinen Oberherrn mit Gewalt aus seinem Gebiete zu vertreiben, deshalb zog er mit seinen Leuten nach Jallain, bemächtigte sich der Herrschaft, legte Höfe, Dörfer und Weiler in Asche und trieb es weit ärger als der Ritter.

Als Johann von Gonnen einsah, daß er allein nichts gegen den von Jallain ausrichte, entsandte er schleunigst Boten an seine Brüder, die Herren von Beaufort und Jallois, und ließ sie bitten, ihm bei der Abwaschung der erlittenen Schmach behülflich zu sein.

Die Boten eilten zu den ihnen bezeichneten Burgen und thaten dort den Befehl ihres Herrn kund. Kaum hatten Reinier von Beaufort und Richard von Jallois die bedrängte Lage ihres Bruders vernommen, als sie sogleich thätigen Antheil an seiner Sache nahmen. Mit all ihren Söldnern und Dienstmännern fielen sie von verschiedenen Seiten in Condroz ein, wo sie nichts verschonten, sondern Alles mit Feuer und Schwert verheerten.

Die Condrozer, allseitig so hart angefallen und bedrängt, konnten den drei Brüdern zuletzt keinen wirksamen Widerstand mehr entgegenstellen. Als sie einsahen, daß das Morden in ihren Gauen kein Ende nehmen wollte, gingen sie die Lütticher um Hülfe an.

Der Bischof von Lüttich sah voraus, welch ein unseliges Ende diese Blutfehde nehmen würde; er rieth deshalb seinen Leuten davon ab. Diese achteten jedoch nicht auf seine Worte, sondern zogen gegen seinen Willen den Condrozern zu Hülfe.

Nachdem diese einen solchen Zuwachs erhalten hatten, vereinigten sie sich mit den Helfern und zogen mit festem Muth zum Schlosse des Herrn von Gonnen, nahmen es gewaltsam ein und steckten es nach der Eroberung in Brand.

Darauf gingen sie nach den festen Burgen von Beaufort und Jallois, wo der Sieg ebenfalls auf Seiten der Lütticher blieb. Im Sturm wurden die Burgen erobert, und als der Herr von Jallois mit seinen Leuten einen Ausfall unternahm, wurde er umzingelt, niedergehauen und getödtet.

Da Junker Richard, der Sohn des getödteten Herrn von Fallois, seinen Vater im Kampfe fallen sah, benutzte er eine Gelegenheit, um dem Gemetzel durch die Flucht zu entkommen. Sofort begab er sich unter den Schutz des Herzogs von Brabant, dem er sein Land anbieten ließ, welches er in Zukunft nur als ein Erbtheil von ihm besitzen wollte. Unterdessen suchten auch Richards Oheime, Reiner von Beaufort und Johann von Gommen Hülfe und wandten sich an den Grafen von Namur. Dieser sagte sogleich Beistand zu. Seine schnelle Bereitwilligkeit bestimmte sie, ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen.

Die Rütticher, welche nun einmal im Zuge waren, wurden wegen ihrer Siege kühn, ja sogar vermessen. Sie wandten jetzt ihren Marsch siegend und mordend gegen die Grenzen von Brabant, sowie gegen jene von Namur und Luxemburg. Darauf schien Johann, der tapfere Herzog von Brabant nur gewartet zu haben; denn kaum hatten die Feinde angefangen, sein Land zu verwüsten, so legte er die Waffen an, zog ihnen mit seinen Mannen entgegen und fiel so urplötzlich und kräftig über sie her, daß sie sich schleunigst zur Flucht wenden mußten.

Von den Brabantern bis nach Meeße verfolgt, konnten sie die Verheerung dieses Ortes nicht verhindern.

Die Feindschaft zwischen den Fürsten und der Ritterschaft hatte in jenen zwei Provinzen bald einen so hohen Grad erreicht, daß nichts mehr im Stande war, dem unseligen Blutvergießen Einhalt zu thun. Auch hier zeugte die böse That fortwährend Böses. Mittlerweile hatte Guy von Dampierre sich ebenfalls gegen die Rütticher aufgemacht; er fand einen Bundesgenossen an seinem Schwiegervater, dem Grafen Heinrich von Luxemburg, der gerne bereit war, gegen die Uebermüthigen zu Felde zu ziehen. Der Graf von Flandern griff die Rütticher an, wurde handgemein mit ihnen und verfolgte sie bis nach Waren (Warrent); die Flammänder aber plünderten das ganze Land, welches sie verwüstend durchzogen und eroberten. Graf Heinrich drang andererseits mit seinen Leuten bis nach Ciney vor, eroberte dieses und setzte sich zu Guy, der wohlbesetzten Hauptstadt von Condroz, fest.

Bis dahin hatte der Bischof von Lüttich weder etwas von sich hören lassen, noch thatsächlich eingegriffen. Nunmehr hielt er es aber für seine Pflicht, die belagerte Stadt mit Hilfstruppen zu unterstützen und die Bürger zu beschützen. Deshalb sandte er den Marschall des Fürstenthums, Robert von Forwie, mit Truppen dahin ab. Dieser schlug sich aber nur mit vieler Mühe bis vor Ciney durch. Als er daselbst anlangte, fand er die Lage der Dinge so ungünstig gestaltet, daß er es nicht wagte, die Macht des Grafen Heinrich anzutasten. In weitem Ringe hielt der Luxemburger mit seinen treuen Heergefellen die Stadt eingeschlossen, Robert von Forwie mußte zu seinem Verdrusse zusehen, wie die Mauerbrecher des Grafen die Sturmböcke heranschoben und mit den schweren stählernen Brechmaschinen die Ringmauern der Festung zu erstürmen begannen. Die Nutzlosigkeit seines Verweilens erkennend, machte er sich unter einem scheinbaren Vorwand mit seinen Leuten auf den Rückweg und wurde nicht mehr gesehen.

Er gedachte aber die erlittene Schmach auf eine andere Weise wett zu machen: Da Graf Heinrich jetzt fern von seinem Lande war, so benutzte der Marschall die Gelegenheit und marschirte mit seinen Truppen eifertig ins Luxemburgische hinein.

In der nördlichen Gegend des sogenannten Rendarche begann er sein Zerstörungswerk, indem er nicht weniger als 30 Flecken und Dörfer verwüstete.

Während dies geschah, arbeitete Graf Heinrich unverdrossen an der Eroberung von Ciney; aber die belagerten Bürger waren von Muth und Vaterlandsliebe beseelt und leisteten verzweifelte Gegenwehr.

Johann von Halloi, der grimme Amtmann von Condroz, durch dessen Treulosigkeit all dieses Unheil sich entsponnen hatte, feuerte mit muthigen Worten die Bürger zur hartnäckigsten Gegenwehr an. Mit Todesverachtung kämpften die Cineyer gegen die Luxemburger; ihre Wachen ließen sich nicht einschüchtern, wenngleich viele von ihnen ein Opfer des Todes wurden. Erst als die Ringmauern durchbrochen waren und mit dumpfem Krachen einfielen, war es den Bürgern nicht mehr geheuer. Bei weitem die Mehrzahl flüchtete sich in die Kathedrale der Stadt. Sie gaben zwar noch nicht alle Hoffnung auf die Niederlage ihrer

Feinde auf, aber eine schreckliche Enttäuschung wartete ihrer. Die Söldner des Luxemburgers hatten den Brand in die Stadt geworfen; mit reißender Schnelligkeit begann das wüthende Element sein Zerstörungswerk. Hochauf prasselten die unheimlichen Feuerfarben, mit rasender Eile wälzte die flackernde Gluth sich von Gasse zu Gasse und erreichte bald den Zufluchtsort der Unglücklichen. Alle kamen jämmerlich in den Flammen um. Schrecklich genug hatten die Luxemburger den Sieg über die ganz vom Feuer verschlungene Stadt Cineh errungen. Der Tag, an dem das furchtbare Ereigniß dieser Blutrache vor sich ging, war der 18. April des Jahres 1276.

Die Dinanter hatten sich in diesem Kriege bisher von allem Blutvergießen fern gehalten und sich zu keiner Partei geschlagen, aber sie waren so unvorsichtig gewesen, den Truppen des Marschalls Forwie Gastfreundschaft zu gewähren. Deshalb beschloß der Herr von Dave, sie zu züchtigen. Er übernahm das Commando über einen Theil der Namurer, an deren Spitze er seinen Zug nach Dinant antrat. Als die Dinanter Wind davon bekamen, beschloßen sie, dem Feinde zuvorzukommen. Sie rückten ihm bis zum Dorfe Spontin, wo Herr Wilhelm von Vardennoy, der Andeener, wohnte, entgegen, aber da sie erkannten, daß ihre Anzahl gegen die Uebermacht des Feindes zu gering war, und zogen sie sich in Voraussetzung einer Niederlage schnell zurück.

Herr von Dave, der sie schon sicher in der Falle zu haben glaubte, gerieth über diesen Rückzug in große Wuth und befahl seinen Leuten, die Schwerter zur Hand zu nehmen und auf die Flüchtigen einzuhaufen. Diese flohen in eiligem Laufe bis vor ihre Stadt Dinant. Dort aber fanden sie die Thore geschlossen; deshalb blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich umzuwenden und bis auf den Tod zu wehren. Rasch ordneten sie sich in Abtheilungen und wandten sich gegen ihre Angreifer, auf ihrem eigenen Boden Schritt vor Schritt ihr Leben vertheidigend. Das Schlachtfeld erdröhnte in diesem ungleichen Kampfe von Geschrei und Waffenklirren. Es gewährte dem Zuschauer einen kriegerischen Anblick, wie die Spieße blitzten und die Standarten flatterten. Wichtig fuhren die Morgensterne und Streitärte auf die schweren

Eisenpanzer nieder, und mancher tapfere Kämpfe fand mit zerhauenem Helm und gespaltenem Haupt ein vorzeitiges Ende auf dem blutgetränkten Boden Dinants! Es war ein schweres, aber rühmliches Stück Arbeit, welches die Dinanter vor den Thoren ihrer Stadt vollbrachten.

Herr von Dave und 100 Mann seiner Bedeckung fanden unter den Mauern der Stadt ihren Tod.

So tapfer hatten die Dinanter sich hier gehalten, daß sie die stürmenden Namurer nicht nur in die Flucht schlugen, sondern sie auch zwangen, sich nach Bouwignes, einer Festung in der Grafschaft Namur, eine Meile von Dinant, zurückzuziehen.

Dieser Krieg, dem man den Namen Kuhkrieg beilegte, weil er um eine gestohlene Kuh entstand, aber mehr als 3000 Menschen das Leben kostete, war mit dieser Waffenthat noch nicht abgethan. Das Gemetzel dauerte noch immer fort. Der gegenseitige Grimm der Verfeindeten hatte zu tiefe Wurzel gefaßt. An eine baldige Ausöhnung war nicht zu denken. Der alte Graf Heinrich von Luxemburg starb noch vor dem Ende desselben, und sein Sohn Heinrich III., welcher ihm in der Grafenwürde folgte, half den Krieg nicht nur fortsetzen, sondern es gelang ihm auch, den Bischof von Lüttich gefangen zu nehmen. Später ließ er denselben jedoch gegen ein Lösegeld los.

Als der mächtige König von Frankreich einsah, daß die verfeindeten Herren sich allesammt untereinander aufreiben würden, hielt er es an der Zeit, sich in die Sache zu mischen und den Frieden wieder herzustellen. Die verbündeten Fürsten, selbst über das maßlose Blutvergießen erschrocken, nahmen die Gelegenheit, dem Streite ein Ende zu machen, mit Freuden wahr und ernannten den König Philipp den Kühnen, des heiligen Ludwig ritterlichen Sohn, zum Schiedsrichter. Dieser nahm sich der Sache mit Hingebung an; er hoffte, daß sein gewaltiges Wort und wohlgerüstetes Kriegsheer ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen würden; aber so leicht ging die Beilegung der Streitigkeiten doch nicht von Statten. Er hatte Mühe genug, unter den kriegführenden Parteien und in den verwüsteten Staaten die Ordnung wieder herzustellen.

Als er dieses vollbracht hatte, zwang er die trotzigcn Fürsten und Herren, daß jeder von ihnen den Vortheilen, die er errungen hatte, entsagen mußte. Sein Schiedsspruch lautete dahin, daß alles wieder so hergestellt werden müsse, wie es vor dem Ausbruche des Krieges gewesen.

Einer der drei Brüder Heinrichs III., Grafen von Luxemburg, der schöne Walram, kam dem väterlichen Testamente gemäß, nach dem 1275 erfolgten Tode seiner Mutter, der Margarethe von Bar, in den Besitz der Herrschaft Signy und Rouffy, welche stets Lehnen von Luxemburg blieben.

V.

Die Verwandtschaft von Berg und Geldern mit Limburg. ¹⁾

Walram II. von Limburg, zweiter Gemahl der Ermesinde von Luxemburg, war in erster Ehe verheirathet mit Kunigunde von Falkenburg. Dieser Ehe entstammten 3 Kinder:

1. Heinrich vermählt mit Ermengarde ²⁾ von Berg; er wurde Herzog von Limburg, † 1244.
2. Walram der Junge, verheirathet m. Isabella von Luxemburg und Bar, Tochter Ermesindens von Luxemburg.
3. Sophia, verheirathet mit Friedrich von Sienburg.

- | | |
|---|--|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Walram III., Herzog von Limburg, † 1280, hatte nur ein Kind, eine Tochter mit Namen Ermengard, welche den Grafen Reinold von Geldern heirathete. Mit dem Tode Walrams III. war der Mannesstamm der Herzöge von Limburg ausgestorben. | <ol style="list-style-type: none"> 2. Adolf VI., Graf von Berg, vermählt m. Margarethe, einer Schwester des Erzbischofs Hochstaden von Köln. <p><u>Adolf VII. von Berg.</u></p> |
|---|--|

¹⁾ Herchenbach, Welt, „Luxemburg“, Band 25, Seite 164.

²⁾ Bertholet nennt sie irrthümlich Kunigunde, und in Herchenbachs »Welt«, Luxemburg, hat sich der Name Kunigarde eingeschlichen, der richtige Name aber ist Ermengarde.